

dtv

Der zarte, schöne Jakob ist anders als die anderen Kinder. Er läuft mit drei Jahren noch nicht richtig, er spricht kaum, er schreit stundenlang, ist manchmal außer sich. Er ist zurückgeblieben, verhaltensgestört, wie es scheint – *autistisch*, sagen die Fachleute. Seine Mutter, die ihn mit qualvoller Innigkeit liebt, sieht sich von einer verständnislosen, sogar feindseligen Umwelt umgeben . . . »Der Roman, der sich mit so viel Unmittelbarkeit, Genauigkeit und Poesie mit diesem Problem auseinandersetzt, will die Augen des Lesers öffnen. Er ist Anklage und Hilferuf zugleich. Er ruft die Bücher einer anderen großen Schriftstellerin, Marlen Haushofer, in Erinnerung, deren Wirklichkeiten ebenfalls stets jenseits der Welt der allgemein angenommenen Normen stehen.« (Neue Zürcher Zeitung)

Anna Mitgutsch wurde am 2. Oktober 1948 in Oberösterreich geboren, studierte Germanistik und Anglistik, war nach dem Studium einige Zeit Assistentin am Institut für Amerikanistik in Innsbruck. Danach längere Aufenthalte in Israel, England und Korea. Von 1979 bis 1985 unterrichtete sie in Boston deutsche Sprache und Literatur. Heute lebt die mit mehreren Literaturpreisen ausgezeichnete Schriftstellerin in Linz.

Anna Mitgutsch

Ausgrenzung

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Anna Mitgutsch
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die Züchtigung (10798)
In fremden Städten (12588)
Haus der Kindheit (12952)
Abschied von Jerusalem (13388)

*Alle Gestalten dieses Romans und alle darin erwähnten
Institutionen sind frei erfunden.*

Ungekürzte Ausgabe
Januar 1992
8. Auflage Januar 2006
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

© 1989 Anna Mitgutsch
Mit freundlicher Genehmigung des Luchterhand
Literaturverlags GmbH, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: ›O. T. (blauer Kreis)‹ von Brigitte Kowanz
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 3-423-12435-0

Und jetzt überlegen wir einmal, wo es begonnen haben könnte, sagte die Ärztin. Marta saß zusammengekauert in einem ledernen Armstuhl vor einem sauber ausgeräumten Kamin, und es fror sie, obwohl die Aprilsonne durchs hohe Fenster schien. Vielleicht war es gar nicht die Kälte des Raums mit den grob verputzten Wänden, die dieses Zittern hervorrief. Sie zitterte schon seit Tagen, seit dem Augenblick, als die Psychiaterin ihr Testmaterial, ihre Würfel, Kugeln und Steckbretter wegräumte und Martas angstvoll gespanntem Blick nur kurz standhielt. Haben Sie nicht vorhin selbst Autismus gesagt? fragte sie jetzt, nickte, seufzte. Nein, ich habe nicht Autismus gesagt, rief Marta flehend, ich habe gesagt, Autismus kann es nicht sein, ich habe Jakob nie abgelehnt, nicht so, nicht, wie es in den Büchern steht, ich habe ihm nie meine Zuwendung verweigert! Sie schämte sich, Liebe zu sagen. Feilschen wollte sie mit dieser Ärztin um eine Diagnose, die nicht sein konnte, weil sie sich nicht schuldig fühlte, nicht so ausweglos und ohne Milderungsgründe, wie das Gesicht der Expertin es von ihr verlangte.

Aber die Ärztin war unerbittlich. Sehen Sie, sagte sie und zeigte auf ein Regal voller Bücher, lauter Literatur zu diesem Thema. Marta verstummte angesichts der Beweise.

Immer von neuem, in nicht mehr gezählten Therapiezimmern, Spitälern und Kliniken, in die sie ihr Kind zunächst mit noch frischer Verzweiflung und unverbrauchter Hoffnung gebracht hatte, bemächtigte man sich zuerst ihrer eigenen Kindheit, nötigte sie, Schuld zu bekennen, bis sie bereit war, alles, was sie nie verschuldet hatte, auf sich zu nehmen.

Gehen wir also zurück an den Anfang dieser ganzen

Kette von Schuld, beginnen wir mit Ihrer Kindheit, sagte die Ärztin mit sanfter Stimme, Marta redete tapfer gegen ihr Zittern und ihre Atemnot an, alles mußte sie tun, um ihrem Kind zu helfen, auch das, was ihr sinnlos erschien, Zusammenhänge finden, wo es keine gab.

Ihrem Vater sahen Sie ähnlich, rief die Frau erfreut, Ihrem toten Vater? Ersatz also für den Toten?

Wie ihre Augen blitzten vor Freude über all die Zusammenhänge, Tod und Geburt und Leben und Ersatz für das Leben, Ersatz für den Tod, Todeswunsch also, um den Tausch rückgängig zu machen, die Lebende für den Toten. Todeswunsch weitergereicht, von Mutter zu Mutter, von Generation zu Generation, eine Lawine des für das Geliebte, scheinbar Geliebte wohlgermerkt, ersehnten Todes, schließlich sichtbar geworden im toten lebendigen Kind, der »leeren Festung«.

Lesen Sie Bettelheim, empfahl sie zum Abschied.

Was ich noch wollte, sagte Marta eingeschüchtert, wenn Sie mir erklären könnten, helfen könnten zu verstehen, was in meinem Kind vorgeht.

Nein, das könne sie nicht, das werde die Therapeutin können, mit der Jakob nun, reichlich spät, lernen werde, eine erste Beziehung aufzubauen, einen Ersatz für die fehlende Beziehung zur Mutter.

Ob sie nicht gesehen habe, wollte Marta fragen, wie das Kind sich an sie geklammert, wie Jakob die Mutter angestrahlt hatte, stolz und begierig nach ihrem Lob, als die Klötzchen sauber nebeneinandergereiht auf dem Tisch lagen?

Sie trug das Kind hinaus in die blendende Helle des Frühlingsnachmittags, und nichts drang zu ihr, kein Straßenlärm, keine Stimmen, nur die Straße erschien ihr sehr fremd. Später rief ihre Freundin Luise an und fragte, wie es gewesen sei in der Klinik, und ob sie schon etwas wüßte. Sie hörte sich Martas Schluchzen und Stammeln eine Weile an, dann riet sie ihr Selbstbeherrschung und

schlug vor, das Gute in allem zu suchen: Vielleicht macht dieser Schicksalsschlag dich zu einem besseren Menschen.

Zu Hause erinnerte sich Marta an die Zeit, als sie so klein gewesen war wie Jakob: An die Geborgenheit der ebenerdigen Hausmeisterwohnung in einer schmalen Seitenstraße der Altstadt. An die langen Fußmärsche aufs Land zu Verwandten des gefallenen Vaters, damit ihr, dem Kind, der Luftschutzkeller erspart blieb, das überstürzte Aus-dem-Schlaf-Gerissenwerden, der Anblick von Ruinen und Leichen nachher. Statt dessen nur die Erinnerung an den Rücken der Mutter, der sie zwanzig Kilometer durch Felder und Dörfer trug. Marta war alles gewesen, was diese Frau besaß. Der Mann war gefallen, damals war das Kind noch zu klein, um sich später an ihn zu erinnern, es kannte ihn nur von Photos und Anekdoten.

Die Mutter war allein geblieben, sie sagte, wegen des Kindes und aus Treue über den Tod hinaus, aber sie hatte keine großen Anfechtungen mehr abzuwehren. Sie war bereits über vierzig, als der Krieg zu Ende war, eine unscheinbare altjüngferliche Frau, dabei umsichtig und zäh, sie hinkte ein wenig und zog den rechten Fuß nach von einer Kinderlähmung in ihrer Jugend, die zugleich das Ende dieser Jugend bedeutet hatte.

So ein entzückendes Mädchen, hatten die Leute gesagt, als Marta klein war, sie hatte dicke dunkelbraune Zöpfe und fast schwarze Augen. Ihnen sieht sie aber gar nicht ähnlich! Nein, sie ist ganz der Vater. Die Mutter war stolz auf ihre Tochter. Frühzeitig war sie geschlechtslos geworden und hatte ihre ganze Weiblichkeit neidlos der Tochter überlassen. Rivalität zwischen ihnen ließ sie nie aufkommen.

Aber irgendeinen Grund muß es doch geben, beharrte die Therapeutin, in deren Sprechzimmer Marta und Jakob im Lauf der nächsten Monate viele Stunden zubrach-

ten. Den versprochenen Zugang zu Jakob fand sie mit ihren Barbiepuppen und Stempelkissen nicht, sie hatte Mühe, ihn am Davonlaufen zu hindern. Marta dagegen saß da wie gebannt, so angespannt, so voll guten Willens, als müsse die eine Stunde an jedem Dienstag die Rettung bringen.

Und wieder hieß es: Denken Sie nach. Während das Kind an der Türklinke riß.

Die Einsamkeit der letzten vier Jahre, war es das?

Mein Mann ist selten zu Hause, er bleibt ganze Tage und Nächte weg; und wenn er weg ist, sperrt er uns oft in der Wohnung ein. Marta sah die Frau fragend an.

Nie in den vielen Wochen, in denen sie das Kind zu immer neuen Ärzten brachte, hatte jemand nach ihrer Ehe gefragt. Auch nicht, als sie in der ersten Sprechstunde von der Geburt erzählte: Er war nur kurz da und besuchte mich nachher ein- oder zweimal, auch sonst kam niemand, und als ich heimkam...

Felix stand neben ihr. Sie würde zu weinen beginnen, wenn sie davon erzählte. Sie sah die Ärztin an.

Mein Mann, sagte sie dann beherrscht, konnte zur Zeit der Geburt nur kurz anwesend sein, er konnte nicht in der Stadt sein damals. Ich fühlte mich sehr schwach, entschuldigte sie sich, bevor man ihr noch irgendeine Schuld zugewiesen hatte, vielleicht konnte ich dem Kind nicht geben, was es gebraucht hätte. Felix atmete auf.

Ist es nicht schrecklich, eine schizophrenogene Mutter zu sein, fragte die Ärztin eindringlich, Sie müssen ja furchtbar leiden unter Ihrer Schuld!

Marta wandte sich schnell ab, damit niemand ihre Tränen sah. Ja, sagte sie dann gefaßt.

Sie hielt ihren Kopf gerade und bewegungslos, als könne er jeden Augenblick knicken, abbrechen, zerbrechen. Vor Felix und dieser fremden Frau wollte sie nicht die Beherrschung verlieren!

Du hast dich benommen wie eine Dame, lobte Felix sie auf dem Weg zum Parkplatz.

Die Mutter ist gefühlsarm und intellektuell, schrieb die Ärztin in ihren Bericht.

Nein, niemand wollte etwas von ihrer Ehe hören, auch Dr. Riesing, die Analytikerin nicht, mit der sie so viele Stunden verbrachte, daß sie ihr Monat für Monat ihr gesamtes Gehalt als Honorar überwies. Aber noch immer gruben sie Beweise von Martas Schuld aus.

Die Schwangerschaft. Doch, ich wollte das Kind, beharrte Marta.

Das war nicht möglich, das stand so nicht in der Fachliteratur.

Erinnern Sie sich doch! Die Übelkeit und die Müdigkeit? Körperliche Zeichen der Ablehnung!

Nein, sagte Marta stur. Wie sie damals Musik hören konnte, wie sie eintauchen konnte und ausruhen! Und die Spaziergänge im Herbst am See entlang, das Wasser so frisch und das Gras, so kühl nach dem langen trockenen Sommer; das Rascheln und Leuchten der Blätter auf dem Weg.

Nie Ablehnung?

Nein, aber Ungeduld. Ungeduld mit dem eigenen Körper, der plötzlich so wichtig geworden war, der sich so schwerfällig bewegte. Und die schmerzenden Beine. Trotzdem noch immer die Lust an der Arbeit, die sie aufgeben würde. Das Gefühl, sich gegen Felix behaupten zu können, solange sie ihren Beruf behielt.

Es fiel mir schwer, den Beruf aufzugeben, sagte sie zur Therapeutin.

Dr. Riesing schüttelte mißbilligend den Kopf, nickte dann wissend, als sei sie der Lösung schon näher. Eine glückliche Zeit, Ihre Schwangerschaft?

Martas letzte Vortragsreise, im siebten Monat, und weil sie nicht fliegen durfte, fuhr Felix sie im Auto. Die letzte glückliche Erinnerung an die fünf Jahre mit ihm, viel-

leicht sogar der Höhepunkt ihrer Ehe. Die Fahrt über leicht hügeliges Land im Vorfrühling, die Bäume noch kahl und die Erde braun, aber über allem der starke Geruch des kommenden Frühlings. Wie rücksichtsvoll Felix war, seit die Schwangerschaft sichtbar wurde, wie liebevoll und zärtlich. Er saß im Saal, während sie ihren Vortrag hielt, er gab sich bescheiden und sagte, es stört mich nicht, eine erfolgreiche Frau zu haben.

Gibt es ein Leben nach der Geburt, fragte Marta andere Frauen bang.

Bei einem Mann wie dem Ihren, sicher!

Felix stand sanft im Hintergrund. Seine Augen soll das Kind haben, dachte sie. Auf der Rückreise verbrachten sie einen Tag bei Freunden.

Du bist schöner als je zuvor, und bald wirst du Mutter sein, sagten sie beim Abschied.

Das war der letzte unbeschwerte Tag meines Lebens, erinnerte sich Marta.

Gab es da, überlegen Sie, nichts Unbewußtes, nichts Verdrängtes?

Einen Traum gab es, den sie nicht verstand. Von einem dreijährigen Jungen mit dunklem Haar und blauen Augen, er war ihr Sohn, daran gab es keinen Zweifel, obwohl sie sich eine Tochter wünschte, nur Mädchennamen dachte sie sich aus, ausgeschlossen, daß sie einen Sohn bekommen konnte. Und da war dieses Kind ganz deutlich in ihrem Traum, mit den Augen seines Vaters, ein schönes Kind, aber es sprach nicht, etwas, spürte sie, stimmte nicht, und sie erwachte schweißgebadet und voller Angst. Ein Alptraum, warum ein Alptraum?

Und ganz am Anfang der Schwangerschaft, erinnerte sie sich im Lauf der vielen Therapiestunden wieder, hatten sie einen Freund von Felix besucht, der einen Bauernhof in der Einsicht bewohnte. Ein Aussteiger, ein Einzelgänger, der hauptsächlich Gitarre spielte und für seinen Eigenbedarf Gemüse und Kartoffeln anbaute, sich

ein paar Schafe und Schweine hielt. Er lebe praktisch von nichts, sagte er, und sei restlos zufrieden und glücklich. Sie fanden die dunkle Bauernstube mit den selbstgezim- merten Sesseln und der schiefrigen Eßbank gemütlich, die roten Blätter des wilden Weins glühten vor den winzigen Fenstern in der Sonne, und auf der Fensterbank trocknete der Hanf. Er bestand darauf, daß sie in seinem Auto zum Aussichtspunkt fahren, von dem aus man weit nach Böh- men hinein sehen konnte, besonders an klaren Herbstta- gen. Sie fuhren durch die Spätsommerlandschaft, die Dörfer, Hopfenfelder zu beiden Seiten, Krautrüben auf den Äckern, und auf den Wiesen die letzte Heumahd. Es war ein sonniger Tag mit einem leichten grüngelben Schleier über den Niederungen, nur konnte sich Marta immer weniger auf die Landschaft konzentrieren, sie war so abgrundtief müde, besonders auf der Rückfahrt, als es schon kühl wurde. Sie saß auf dem Rücksitz und kämpfte gegen die Müdigkeit und die Übelkeit an, und dann schlief sie ein. Oder wurde sie ohnmächtig? Aber da hat- ten sie schon alle Fenster heruntergekurbelt, und der Freund erinnerte sich wieder, daß er vor ein paar Tagen bei einer Nachtfahrt so müde geworden war und daß der Mechaniker ihn gewarnt habe, es ströme Kohlenmonoxid in den Wagen. Aber der Wagen fährt, sagte er leichthin, und ihr wißt ja, ich muß sparen.

Könnte es das gewesen sein, fragte Marta die Therapeu- tin. Die ganze Schwangerschaft habe sie an diesen Vorfall gedacht, habe zu schwitzen begonnen vor Angst, jedes- mal, wenn sie daran gedacht habe, und dann, als man ihr das Kind zeigte, den kleinen Kopf mit den ungewöhnlich klaren Zügen, die Ohren so zart, als seien sie ziseliert, diesen winzigen, perfekten Körper, habe sie ihre Angst und die Erinnerung an die Ohnmacht im Auto vergessen. Könnte es das gewesen sein, fragte sie Dr. Riesing, Koh- lenmonoxid im dritten Monat?

Nein, sagte Dr. Riesing streng, es war fraglos etwas, das

Sie getan haben, oder unterlassen! Denken Sie weiter nach, bis zum nächsten Mal, überlegen Sie, wo Sie die Beziehung zu Ihrem Kind zerstört haben. So stand es in den Büchern.

Aber ich habe sie doch nicht zerstört, rief Marta.

Die Mutter ist therapieresistent, las sie später in einem Befund.

Weil Marta nicht wagte, das einzige Angebot auszusprechen, wo es doch darum ging, ihr Kind zu retten, wo es doch niemanden gab, der sich für zuständig hielt angesichts Jakobs unerklärlichem Verhalten, außer der Psychiatrie, dachte sie gehorsam nach und las Bettelheims Fallstudien und fand schließlich doch etwas. Denn nur, wenn sie sich durchringen konnte zum Eingeständnis ihrer Schuld, konnte man Jakob helfen. Zurückgehen also bis zu dem Augenblick ihres ersten Versagens, den Knoten entwirren und behutsam, Schritt für Schritt das Kind herausführen aus dem Labyrinth, in das sie es mutwillig gestoßen hatte. Nicht mutwillig, wollte sie aufschreien. Doch je mehr Schuld sie auf sich nahm, desto schneller und besser konnte man ihrem Kind helfen. Je mehr Schmerz sie sich zufügen ließ und trug, ohne sich zu wehren und ohne Selbstmitleid, desto näher war die Erlösung.

Ja, doch, mitunter, gab sie zu, habe sie dann beim Stillen gelesen. Nicht immer, verteidigte sie sich schnell, nur manchmal. Es war so langweilig, wissen Sie, erklärte sie der jungen kinderlosen Therapeutin, alle zwei Stunden stillen, rund um die Uhr, und niemand sonst in der Wohnung. Ich war sehr allein, sagte sie, das Lesen hat mir dann immer geholfen.

Da sah Dr. Riesing von ihrem Notizblock auf, und Marta spürte, jetzt war das beschämende Geheimnis enthüllt, wie das Notizblatt auf den Knien der Frau vor ihr lag, friedlich, die Arbeit getan, die Verbrecherin entlarvt und geständig.

Mit anderen Worten, erklärte Dr. Riesing, Sie haben Ihrem Kind den Blickkontakt verweigert, während es trank, diesen langen, innigen Blick zwischen Mutter und Kind. Die erste, wichtigste Beziehung im Leben eines Menschen zerstört.

Marta schwieg, denn es nützte nichts, das spürte sie, sich zu wehren, richtigzustellen, nicht immer, nur manchmal, das Kind hielt ja meistens die Augen geschlossen, es trank so langsam, die Zeit war endlos.

Sie schwieg, weil die andere es sich ja doch nicht vorstellen konnte, es nie erlebt, immer nur in der Fachliteratur darüber gelesen hatte. Sie schwieg, weil sie gegen das Entsetzen, das eigene und das der andern, und gegen den unerbittlichen Schuldspruch nicht anzurennen wagte.

Und jetzt, wo der Punkt des Versagens gefunden war? Was jetzt?

Sehen Sie, bat Marta, ich könnte damit leben, daß ich es verschuldet habe und auch wieder gutmachen kann, und ich könnte auch damit leben, daß es etwas Organisches ist, unverschuldet, ein Unglücksfall.

Nein, sagte Dr. Riesing kühl, es ist irreversibel, und Sie allein haben es verschuldet.

Als Marta keine eigenen Ersparnisse mehr besaß, um das Honorar zu bezahlen, blieb sie den wöchentlichen Therapiestunden fern. Sie blieb ihnen fern ohne Erklärung. Sie haßte die Frau, die sie quälte und sich weigerte anzuhören, was Marta unmittelbar und unausweichlich bedrückte. Die Angst um das Kind.

Er schreit? fragte Dr. Riesing und hob erstaunt ihre Brauen. Na und, was stört Sie daran?

Er schreit fünf Stunden, oft sechs ununterbrochen, so, sagte Marta, als ob er nicht wirklich bei sich wäre, während er schreit.

Das erstemal, als Jakob so geschrien hatte, diese entsetzliche, gar nicht kindliche Panik in der Stimme, diese Todesangst, war in der Nacht gewesen, als er noch sehr

klein war. Sie hatte ihn aus dem Bett gehoben, mit ihm gesprochen und ihn getragen, aber es war ihr nicht gelungen, ihn aufzuwecken.

Nun schrie er täglich viele Stunden, als sei er in einem schrecklichen Alptraum gefangen, aus dem es kein Erwachen mehr gab.

Ich habe Angst um das Kind, gestand sie mit zuge-schnürter Kehle.

Aber dazu fiel Dr. Riesing nichts ein.

Und meine Ehe, begann Marta, ich möchte mit Ihnen über meine Ehe reden.

Dr. Riesing hatte Felix nur einmal zu Gesicht bekommen, als er Frau und Kind von der Therapiestunde abholte, eilig und liebenswürdig, wie er Fremden gegenüber immer war. Er hatte die vollendeten Manieren von wohl-erzogenen Söhnen aus gutem Haus. Warum war niemand auf die Idee gekommen, auch dem Vater Therapiestunden anzuraten?

Ihre Ehe, sagte Dr. Riesing ungeduldig, soweit sind wir noch nicht. Wir nähern uns erst den Wurzeln, wir dringen ja erst zu den Anfängen vor!

Aber war nicht Felix Wurzel und Grund von allem, was schiefgegangen war? Auch das sagte Marta nicht laut.

Schließlich blieb sie einfach weg. Dr. Riesing rief an, und später auch die Psychiaterin, die die Diagnose gestellt hatte.

Feig sei sie, warfen beide ihr vor, sie könne die Seelenarbeit nicht ertragen, weigere sich zu bewältigen. Verantwortunglos sei es, das langsame Aufblühen von Jakobs Vertrauen zu seiner ersten Bezugsperson im Keim zu zerstören, noch mehr Zerstörung an dem armen Kind.

Angst und Feigheit, schon möglich, gab Marta zu, aber vor allem eine von Tag zu Tag wachsende Niedergeschlagenheit und Verzweiflung.

Dann war sie mit ihren Ängsten allein.

Nur Jakob schien die bezahlte Ersatzmutter nicht zu

vermissen. Einen Satz noch hatte ihr die Ärztin mitgegeben: Diese Heimsuchung sei wichtig gewesen für Marta. So müsse sie endlich lernen, daß Menschen mehr bedeuteten als Bücher. Hatte nicht schon Luise etwas ähnliches gesagt? Gut für dich, recht geschieht dir.

Durch Felix hatte sie die Angst vor dem Ehrgeiz gelernt.

Mit vierzig hatte Felix seinen Job in einem Architekturbüro aufgegeben und begonnen, Jus zu studieren. Sie hatte ihn am Anfang auch gar nicht entmutigen wollen, wo er in seinem Beruf so offensichtlich unglücklich und erfolglos war. Wo er ständig viel lieber mit allen möglichen Leuten Prozesse führte und es so gut verstand, Menschen unter Druck zu setzen.

Vielleicht solltest du Geschäftsmann werden, vielleicht hättest du besser Jus studiert, hatte sie früher einmal gesagt. Zu einer Zeit, als es ihr gleichgültig war, was er tat, als sie nur mehr darauf wartete, daß Jakob groß genug war in den Kindergarten zu gehen und sie beginnen konnte, sich Schritt für Schritt aus der Ehe hinauszustehlen.

Diese Hoffnung war in dem Augenblick gestorben, als die Ärztin ihre Diagnose aussprach; sie hatte sich in der einsetzenden Betäubung so restlos aufgelöst, daß Marta es nicht einmal merkte. Als Marta wieder auf dem Boden einer veränderten Wirklichkeit aufschlug, hatte eine sture Entschlossenheit von ihr Besitz ergriffen: Das Kind zu retten um jeden Preis. Auch um den Preis der Freiheit, auch um den Preis des Traums, allein mit dem Kind in ihren früheren Beruf und ihr früheres Leben zurückzukehren.

Täglich wachte sie jetzt um vier Uhr früh auf, und eine Sekunde lang zwischen Schlaf und Erwachen, bevor sie die Augen öffnete, war diese Hoffnung jeden Morgen noch da, daß alles nur ein Alptraum gewesen sei, daß Jakob nichts fehle und das Ende der Ehe absehbar sei.

Und jeden Morgen folgte darauf der lange Augenblick, in dem sie sich in der Wirklichkeit wieder zurecht fand, die Konturen der Schlafzimmermöbel, die sich in der Dämmerung zu erhärten begannen, der schlafende Mann mit der Decke bis über die Ohren, und das Wissen, daß auch heute niemand den magischen Satz aussprechen würde: Es war alles ein Irrtum, dem Kind fehlt nichts.

Dann mußte sie schnell aus dem Bett und die Verzweiflung, das Entsetzen aus sich herauswürgen, ihren in Aufruhr geratenen Körper beruhigen, der sich wie eine Angstzentrifuge von innen nach außen stülpte. Und wenn sie dann, geschwächt von der Übelkeit, aber von den Schmerzen in ihren Eingeweiden befreit, am Küchentisch saß, kehrte die neue Anspannung in sie zurück: Das Kind muß gesund werden, ich muß es schaffen.

Wenn der Radiowecker Felix mit der Swingmusik weckte, die Marta so haßte, schrie Jakob bereits und wollte nicht aus dem Bett, er mußte gewickelt werden, und Felix rief in das Kinderzimmer, ich hab dir doch gesagt, du solltest mich früher wecken. Er verlangte das Frühstück, Kaffee, ein frisches Hemd, die Socken, für das Kind und den Haushalt hast du den ganzen Tag.

Warum bist du in letzter Zeit so gereizt, fragte Marta, ist es die Sorge um Jakob?

Aber nein, es war das neue Studium.

Jakob fehlt nichts, behauptete er, das bildest du dir nur ein; du solltest lieber alles tun, um mir diesen Schritt zu erleichtern, forderte er. Mit Vierzig ein Studium zu beginnen, wer macht mir das nach, jede Prüfung auf Sehr gut und möglichst viele Kurse in einem Semester, damit die neue Karriere mit jedem Tag greifbarer würde.

Er hatte ihr nie viel geholfen mit Jakob, ihn nicht ein einziges Mal gewickelt oder gefüttert, aber am Anfang hatte es Nachmittage, sogar Abende gegeben, an denen er Marta für einige Stunden freigab und bei Jakob zu Hause blieb. Es hatte ihm auch mehr Spaß gemacht als Marta,

mit dem Kind auf den Spielplatz zu gehen, oder an den Fluß, wo im Winter die Schwäne ans Ufer schwammen. Da konnte er sich in aller Öffentlichkeit als Vater fühlen, da lächelten ihm Frauen anerkennend zu, was für ein guter, rührend bemühter Vater, wie er vor der Schaukel stand und Jakob mit jedem Schubs anfeuerte, hurra für Jakob!

Fiel es ihm nicht ein einziges Mal auf, daß das Kind nicht reagierte, daß es blicklos durch ihn hindurchsah mit undurchdringlichem Gesicht und bewegungslosem Körper? Nur wenn er die Schaukel anhielt und ihn herunterheben wollte, begann Jakob zu schreien. Es gab bald ein festes Ritual am Spielplatz, dem sich Felix freundlich und gedankenlos unterwarf. Zuerst die Schaukel, endlos, eine Stunde und mehr, dann zweimal um den Sandkasten balancieren, dann Steine in die Regenrinne des Lusthäuschens werfen, dazu mußte Jakob hochgehoben werden, immer wieder, oft dreißigmal. Da war es dann an der Zeit, daß irgendein Erwachsener in der Nähe sagte, schau, was für einen lieben geduldigen Papa du hast! Dann trug er das Kind zum Fluß hinunter und fütterte die Gänse, und auf dem Weg zum Parkplatz gab es ein Eis. Wenn sie heimkamen, war Marta entspannt, sie hatte gebadet, Musik gehört oder gelesen, und auch Felix hatte die väterliche Pflichterfüllung in gute Laune gebracht.

Diese Ausflüge fielen nun weg, und auch seine Nachmittage und Abende mit Jakob allein. Wenn sie auf Besuch waren bei anderen Familien, oder im Sommer auf dem Bauernhof, spielte Felix ausgelassen und phantasievoll mit anderen Kindern, aber von Jakob und seinen großen blicklosen Augen zog er seine Aufmerksamkeit ab.

Ich habe auch meine Sorgen und Probleme, schrie er Marta an, wenn sie rief, Felix, spiel doch bitte mit dem Kind!

Und wenn sie ihn bei Tisch festhielt mit ihrem Drän-

gen, wir müssen darüber reden, warf er das Besteck auf den Teller, daß es klirrte, und schrie, siehst du denn nicht, daß es um meine Karriere geht, wir müssen jetzt alle beide zuerst an meinen Erfolg denken.

Dann beschuldigte er sie, sein Scheitern zu wünschen, ihm alles Erdenkliche in den Weg zu legen, vor allem das ewige Jammern über das Kind, keiner seiner Mitstudenten hätte dieses Problem, keiner müsse sich um irgend etwas anderes kümmern als um sich selber und sein Studium. Alles, was er verlange, sei Rücksicht und Unterstützung.

Dann begann auch Marta zu schreien, ihre sich wie Litaneien wiederholenden Sätze, mit dem Kind stimme etwas nicht, sie sei am Ende, er müsse helfen oder verschwinden. Manchmal erzählte Felix vor anderen die Geschichte von einem Freund, von dem Marta noch nie gehört hatte, den sie ihm auch nicht glaubte. Dieser Freund habe studiert, daneben die ungeheure Belastung von Frau und Kleinkind. Und plötzlich habe die Frau sich eingebildet, Feministin werden zu müssen, jeden Abend sei sie zu ihren Versammlungen gelaufen, und er mit dem Kind daheim die ganze Nacht, die Frau immer öfter unterwegs zu ihren Emanzengeschäften, bis er durch die Prüfungen fiel, das Studium aufgeben mußte. Die Freunde, denen er diese Parabel vortrug, waren entsetzt. Über das Urteil gab es keinen Zweifel, es mußte nicht ausgesprochen werden.

Siehst du denn nicht, daß mit Jakob etwas ganz falsch läuft?

Nein, Felix sah es noch nicht. Als Marta ihre ersten Befürchtungen aussprach, weil Jakob mit fünfzehn Monaten noch nicht gehen konnte, weil er mit zwei Jahren noch kaum sprach und nur Brei schlucken wollte, sagte er, ich bin der Vater, er ist mein Fleisch und Blut, wenn ihm etwas fehlte, würde ich es spüren.

Als Marta das Kind trotzdem in der Klinik anmeldete,

sagte er nachsichtig, ja, wenn du glaubst zum Psychiater zu müssen, bloß weil's modern ist, von mir aus.

Beim ersten Gespräch mit der Ärztin war er dabei, er trug Jakob von Fenster zu Fenster, während Marta der Diagnostikerin gegenüber saß und mit der ganzen Selbstbeherrschung, die sie aufbringen konnte, die Symptome aufzählte, statt ihre Angst hinauszuschreien; präzise, geordnet und wissenschaftlich, wie sie es auf der Universität gelernt hatte, um der Expertin zu helfen, rasch zu einem Urteil zu kommen, rasch eingreifen zu können in einen Ablauf, der sonst vielleicht nicht mehr aufzuhalten war. Felix, der zu Hause Martas zunehmende Panik beobachtet hatte, wie sie immer öfter mit entsetzt aufgerissenen Augen das Kind ansah, war von ihrer Kühle beeindruckt. Und vor allem kein Wort des Vorwurfs gegen ihn. Nur am Schluß, als er bereits mit Jakob beim Lift war, hatte sie schnell die Ärztin gebeten, könnten Sie vielleicht Felix sagen, er solle sich mehr um das Kind kümmern, ich meine, auch mit ihm reden und öfter mit ihm spielen. Das sei ungerecht, hatte die Frau sie unterbrochen, dem Vater die Verantwortung zuzuschieben.

Die Diagnose erfuhr er von Marta und glaubte sie nicht. Ein Vorwand, um sein Studium zu hintertreiben, sei das, ein Angriff auf seine Karriere.

Immerhin war er genug verunsichert, um den Sohn zu seiner Mutter in die Hauptstadt zu bringen, zum ersten Mal. Sie bewohnte eines der vier Stadthäuser, deren Besitzerin sie schon zu Lebzeiten ihres Mannes gewesen war. Sie finanzierte auch Felix' spätes Jusstudium, es hieß, sie sei Millionärin. So hielt sie die Söhne in ihrer Abhängigkeit. Zur Hochzeit hatte sie ihrer Schwiegertochter ein neues Auto geschenkt, das sich Felix ein halbes Jahr später aneignete. Sie war unberechenbar in ihrer Großzügigkeit wie in ihrem Geiz.

Einmal werdet ihr und eure Kinder das alles erben,

versprach sie ihren zwei Söhnen und den Schwiegertöchtern, wenn sie deren Unterwerfung forderte.

Seit ihr der jüngere Sohn Reinhard im Streit vorgeworfen hatte, der ganze Besitz sei zusammengestohlen, hoffte Felix Alleinerbe zu werden. Er hatte Reinhard in Gegenwart der aufgebrachten Mutter erklärt, der Besitz sei rechtmäßig erworben, jedes einzelne Haus, auch das Gericht habe ihnen das bestätigt, als ein früherer Besitzer wieder auftauchte und sein Haus zurückhaben wollte. Gekauft seien die Häuser, abgelöst, zugestanden worden. »Arisiert«, sagte Reinhard. Nach dem Krieg hatte der Vater seiner Frau den ganzen Besitz überschreiben lassen, aber nur einer der Besitzer kam zurück. Er wurde aus dem Haus gejagt. Felix' Vater setzte seine Karriere fort, seine Mutter behielt den Besitz, sie gehörten zu den besten Familien. Was einmal Recht war, kann nicht plötzlich Unrecht werden, hieß es.

Das alles hatte Marta bei ihrer Hochzeit erfahren, sie hätte es früher erfahren können, wenn sie hellhöriger gewesen wäre.

Jakob war schon ein Jahr alt gewesen, ein schönes zartes Kind mit braunen Locken und großen blauen Augen, als die Großmutter zum erstenmal auf Besuch kam. Mein Gott, rief sie, dieser kleine Kopf, das Kind schlägt nicht in unsere Art! Meine zwei Buben haben große Köpfe gehabt, ich hatte eine entsetzliche Geburt beim ersten.

Marta hatte immer Angst gehabt vor dem kalten, herrischen Gesicht der alten Frau. Meist schwieg sie in ihrer Gegenwart, um sich der unvermuteten lauernden Fragen nach ihrer Herkunft zu erwehren, sie wich aus und log, so wie sie Felix belogen hatte und die Verehrer in ihrer Mittelschulzeit. Nie hatte sie erzählt, daß ihr Vater in einer Strafkompagnie gefallen war, daß ihre Mutter Dienstmädchen und später Hausmeisterin gewesen war, zehn Jahre älter als der einzige Mann ihres Lebens und ohne Schulbildung. Sie schämte sich ihrer Herkunft.